

# Ein "Schlager" im achtzehnten Jahrhundert und seine Erstausgaben

Autor(en): **E.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **2 (1945)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387501>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dankes entgegentönt, den Feer seinem Lehrer Rustaler entgegenbrachte. Wenn dieser die Bibel vornahm, um in ihr zu lesen, sollte ihm das Andenken an seinen Schüler wieder aufleuchten, der ihn seiner steten Liebe versicherte. Sein Wappen als Besitzerzeichen sollte ihn daran erinnern, daß die Bibel ihm gehöre und ihm von seinem Schüler auch für sein ewiges Heil geschenkt worden sei. Wenn er das Buch schloß, sollte ihm die Inschrift des Rückdeckels wohl den Tag des Abschiedes in die Erinnerung zurückrufen und das Wappen Feer nochmals seines Schülers gedenken lassen.

Allein, das dünkte den Donator noch nicht genug. Er hatte dem Buchbinder den Auftrag erteilt, auch den Schnitt des Buches so schön wie möglich zu gestalten. Der Goldschnitt beider Bände ist mit einer gepunzten Arabeske verziert, wobei die Blumen- und Blätterflächen ursprünglich rot gefärbt gewesen sein müssen. Heute sind sie völlig abgeblaßt. Denn eben dieser reiche Schmuck des Schnittes bestimmte wohl, die beiden Bände mit dem Längsschnitt nach außen in das Bücherregal aufzustellen. Darum wurde auch der Längsschnitt mit dem vollen Besitzerzeichen, dem Supralibros Rustalers, geziert: in Rot nebst den drei achtstrahligen gol-

denen Sternen ein silbernes Hufeisen, überhöht von silbernem sinkendem gebildetem Mond. Auf dem untern und obern Schnitt dagegen sollte Rustaler wiederum an seinen Schüler erinnert werden, weshalb hier das Wappen der Feer: in Silber ein roter Löwe, angebracht wurde.

Die beiden Bibelbände sind ihres Einbandes wegen in der Bibliothek jedenfalls sehr bewundert und vielfach dem Regale entnommen worden. So schön der Druck selbst sich erhalten hat, so stark haben die Einbände gelitten. Das ursprüngliche Rot der Blumen- und Blätterflächen ist in der gepunzten Arabeske völlig verschwunden, das Silber in den beiden Wappen Rustaler und Feer vollständig oxydiert und ganz schwarz geworden; der Einbandrücken ist neu aufgesetzt, und die Einbanddecken sind sehr stark berieben. Aber auch so vermögen die beiden Bibelbände von der Dankbarkeit des Schülers an seinen Lehrer zu erzählen, von dem generösen Geschenke des Luzerner Patriziers an den St. Galler Mönch. Auch so bilden die beiden Bände mit dem an so ungewöhnlicher Stelle angebrachten Supralibros Jodok, richtiger Johann Rustalers eine Zierde der St. Galler Stiftsbibliothek.

### *E. St. | Ein «Schlager» im achtzehnten Jahrhundert und seine Erstaussgaben*



auf die im ersten Jahrgang unserer Zeitschrift (S. 50) unter dem Titel «Gewissensnöte» erzählte Erinnerung sind mir Fragen zu gekommen. Etliche Leser möchten von den darin erwähnten Erstaussgaben, eine Leserin über das komische Heldengedicht selbst Näheres erfahren, das den Zeitgenossen seines Verfassers so viel bedeutete.

Also habe ich die Bändchen wieder einmal zur Hand genommen, deren Buchschmuck Edward Schröder als zum Kostlichsten gehörend bezeichnete, was uns die Kleinkunst des Rokokos hinterlassen hat, und der «noch entzückte Beschauer finden werde, wenn man der-einst die literarhistorisch geschulten Leser an den Fingern herzählen könne.»

Zuerst zum Inhalt der kleinen Dichtung, die, heute vergessen, während eines Menschenalters einen fast beispiellosen Siegeszug durch deutsche und – fleißig übersetzt – durch fremdsprachige Länder hielt. Denn zu jenen verkalkten Bibliophilen – nein: Bibliomanen –, die sich nur am Kleide ihrer Schätze erfreuen, wollen doch wir nicht gehören. Und wer einen Hauch des prikelnden Zeitgeistes jener Jahrzehnte empfangen will, für den vereinen sich Text und Bild gerade hier zu einem untrennbaren Ganzen.

Der nachmalige koburgische Minister Moritz August von Thümmel (1738–1817) hat mit seinem Erstling «Wilhelmine oder der vermählte Pedant» – so lautet der Titel des Urdrucks – den leichtfertigen sinnlichen Ton des französischen Schrifttums seiner Zeit in das Deutsche verpflanzt. Ein geistreicher Kopf, glückte es ihm dazu noch, etwas von der philosophischen Ruhe

und dem gesunden Humor der Engländer einzu-  
 zufügen. «Schade, daß sich nichts Deutsches an  
 ihm findet, als die Sprache», sagt Wolfgang  
 Menzel und rühmt diese als «meisterhaft, klassi-  
 scher als wohl je vorher deutsche Poesie, die  
 Lessing'sche ausgenommen, geschrieben war.»  
 In einer nach Geßners Beispiel rhythmisch be-  
 bewegten Prosa, von Rabeners und Zachariäs  
 Darstellungsart nicht unbeeinflusst, ja vermut-  
 lich ihre Verschmelzung erstrebend, erzählt uns  
 der Dichter ohne die bei den meisten seiner  
 Zeitgenossen übliche Breite die Liebesgeschichte  
 des jungen Dorfpfarrers Sebalduß. Diesem  
 biedern Sebalduß wird das Mädchen, das er  
 sich zur Lebensgefährtin zu wählen anschickte,  
 durch den Hofmarschall eines Zwergfürsten ent-  
 führt. Die Landschöne weiß ihre Tugend vor  
 den Lockungen des Hoflebens nicht zu hüten.  
 Vier Jahre lang verzehrt sich der arglose Ma-  
 gister in Sehnsucht nach der geliebten Titel-  
 heldin. Bis ihm eines Nachts Amor erscheint  
 und den Schmachten dazu bestimmt, sich  
 ein Herz zu fassen und um die Hand der Ge-  
 liebten anzuhalten. Dem Hofmarschall kommt  
 die Werbung aus triftigen Gründen ungemün-  
 gelegen. Er sagt unter verfänglichen Umständen  
 zu und verheißt, selbst mit ansehnlichem Gefolge  
 an der Hochzeit zu erscheinen, die ohne Verzug  
 stattfinden muß. So erfolgt in dem Dorfe, das  
 solchen Aufwand noch nie gesehen hat, die Ver-  
 mählung des ungleichen Paares, zu der fürst-  
 liche Köche das Mahl rüsten und der Hofkeller  
 die erlesensten Weine spendet. Die trunkene  
 Gesellschaft macht Anstalten, die ganze Nacht  
 im Pfarrhause zu schwelgen. Das Gewissen des  
 neugebackenen Ehemanns beginnt Sturm zu  
 läuten. Da erbarmt sich Amor seiner. Als Deus  
 ex machina entfacht er mit seiner Fackel eine  
 Feuersbrunst, die er im Handkehrum löscht; so-  
 bald nämlich die erschreckten Gäste Reißaus  
 genommen haben.

«Ich singe das Abenteuer, das ein Dorfpfarr-  
 der Liebe wegen erdulden mußte, ehe sie ihn mit  
 dem erseufzten Besitze seiner Geliebten be-  
 lohnte.»

So beginnt in der Urausgabe von 1764, die  
 noch ohne Verfassernamen erscheint<sup>1</sup>, der erste  
 Gesang. Frisch und unbeschwert. Denn Thüm-  
 mel hat seine Erzählung in knapp vierzehn

<sup>1</sup> Brieger zählt 102 Seiten; mein Exemplar enthält nur 96.  
 Sollte Brieger eine zweite, in welcher der Anfangsgesang bereits  
 geändert wurde, für die erste gehalten haben?

Tagen niedergeschrieben, um nach einem  
 Streite über den Wert poetischer Prosa seinen  
 Freund Wilhelm von Bose zu überzeugen, daß  
 die deutsche Sprache diese Form nicht weniger  
 zu meistern vermöge als die französische. Wirk-  
 lich: ein Sprachkünstler war am Werke.

Die folgenden Auflagen beginnen anders:  
 «Einen seltenen Sieg der Liebe sing ich, den ein  
 armer Dorfprediger über einen Hofmarschall  
 erhält, der ihm seine Geliebte vier Jahre lang  
 entfernte, doch endlich durch das Schicksal ge-  
 zwungen ward, sie ihm geputzt und artig  
 wieder zurückzubringen.»

Schade, etwas von der Unmittelbarkeit der  
 ersten Fassung ist verlorengegangen. Überhaupt  
 hat der Verfasser den ersten Gesang neu ge-  
 geschrieben. Im Urdruck erscheint nämlich (S. 19)  
 dem verliebten Magister nicht Amor, sondern  
 «der herzhaft Doctor Martinus – lebhaft er-  
 schien er ihm, wie ihn für alle künftigen Zeiten  
 Lucas von Cranach gemalt hat. Sein alter ge-  
 treuer Mantel, wie ihn die Schloßkirche zu  
 Wittenberg sehen läßt, hing ihm über die Schul-  
 tern – er aber floß ihm nicht mehr wie ehemals  
 ehrwürdig am Rücken herab; denn der Aber-  
 glaube hatte davon mehr Stücke gerissen, als die  
 alles verderbende Zeit und die Motten . . . Und  
 der Schatten sprach also zum träumenden Ma-  
 gister: ‚Lieber Herr Amtsbruder! Oft habe ich  
 mit deinen Tränen meine besten Schriften be-  
 fleckt gesehen und deine verliebten Seufzer ge-  
 höret, wenn dein Fleiß bald eine Stelle der Er-  
 bauung aus meinen Briefen, bald aus meinen  
 Tischreden eine lustige Stelle ausschrieb, womit  
 du die gähnenden Bauern zu rechter Zeit wieder  
 erwecktest. Warum errötest du? O schäme dich  
 nicht, mir deine keusche Liebe zu gestehen! . . .  
 Höre meinen liebevollen Rat: Morgen wird die  
 reizende Wilhelmine ihren Vater besuchen. Von  
 keinem Höflinge begleitet, wird sie des Mittags  
 zu ihm fahren – Welch ein bedeutender Wink,  
 den dir die Liebe gibt – Folg ihm – erhebe dich  
 in Wilhelminens Gesellschaft, und eröffne ihr  
 deine brennende Neigung!«

In den späteren Ausgaben erschien an Stelle  
 Luthers also Amor «dem eingeschlummerten  
 Priester, der über das Zudringen dieses kleinen  
 Unbekannten heftig erschrock, denn bisher hatt'  
 Er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Ver-  
 wüstungen gekannt – wie etwan den Beelzebub  
 oder den General Meyer; doch der freundliche  
 Amor ließ ihn nicht lange in seinem unge-

# Wilhelmine

oder

## der vermählte Pedant.

---

ein  
profaisch comisches Gedicht.

von  
Thümmel



*Das Buch zu finden  
dafür hat: vid. Lee,  
belo dictierte Pöetie  
S 21.*

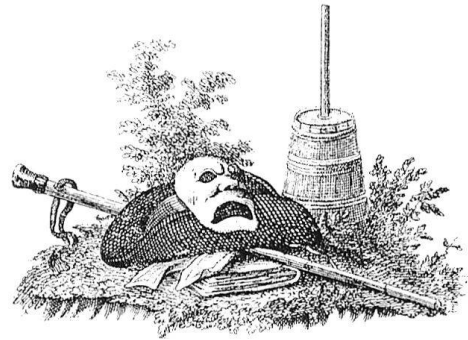
---

1764.

*Titelblatt der ersten Auflage*



**Wilhelmine,**  
 ein  
 profaisch komisches Gedicht,  
 von  
 Moritz August von Thümmel.



Mit gnddiger Fretheit.

Leipzig,  
 bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.  
 1769.

*Titelblatt und Titelbild der dritten Auflage*

wissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher und sprach also zu ihm: „Entschuldige den Amor, theurer Sebaldu! Wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigstens vormals nicht gleichgültig gewesen war . . .!“

Nicht aus eigenem Antrieb hat Thümmel den Reformator durch den Liebesgott ersetzt. Zachariä warf ihm vor, «unsern alten Luther als Maschine in einem komischen Gedichte, wozu er wirklich zu ernsthaft sein müsse, zu gebrauchen». Im gleichen Sinne äußerte sich Uz. Geistliche nahmen Anstoß daran, daß der Mann von Wittenberg in diesem Zusammenhang bemüht wurde.

Thümmel verschließt sich der Berechtigung

solcher Ausstellungen. Seinem Freunde Weiße schreibt er: «Daß Dr. Luther einem Pedanten im Traume erscheint, ist nicht unnatürlich und widersinnig.» Aber er beseitigt das Ärgernis. Im Vorwort zur zweiten Auflage verwahrt er sich dagegen, «mit dieser Kleinigkeit etwas Böses wider die Religion und ihre Diener im Sinne geführt zu haben. . . und da er sich auf einen witzigen Einfall, dem ein zu strenger Eifer vielleicht ein verdächtiges Gepräge geben könnte, nicht so viel zu Gute tue, um ihn nicht ohne Barmherzigkeit auszustreichen, habe er diesen Anstoß durch einige Veränderungen zu heben versucht. Der Ruhm eines guten Christen gelte ihm mehr als das Lob eines glänzenden Genies.»

Jedenfalls: Wer überhaupt die «Wilhelmine»



**Wilhelmine,**  
 ein  
 profaisch komisches Gedicht,  
 von  
 Moriz August von Thümmel.



**Vierte Auflage.**

Mit gnädigster Freiheit.

**Leipzig,**

bey Weidmanns Erben und Reich 1777

*Titelblatt und Titelvild der vierten Auflage*

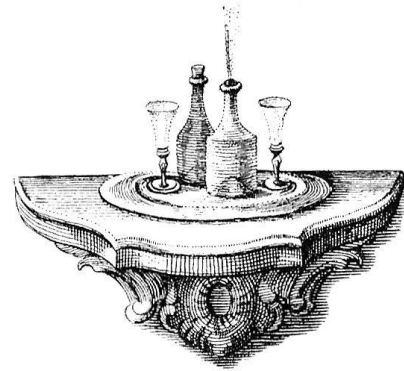
kennt, weiß nur um die spätere, wie wir gesehen haben, unter dem Drucke fremder Meinungen entstandene Fassung; aus diesem Grunde glaubte ich, auf die selbst Menzel nicht bekannte ursprüngliche etwas eingehender hinweisen zu dürfen.

Teilten die Dichter unter seinen Zeitgenossen die allgemeine Begeisterung für Thümmels komisches Heldengedicht, das eine handschriftliche Eintragung auf dem Titel meines Exemplares der ersten Auflage nach irgend einem vergessenen Leitfaden der Dichtkunst als «das beste Gedicht dieser Art» bezeichnet; diese Begeisterung, für die ein Zeugnis auch die zahlreichen unerlaubten Nachdrucke sind<sup>2</sup>, über die sich

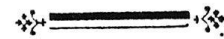
<sup>2</sup> Darunter der Berner von Walthard, von dem auf S. 50 von Jahrgang 1 der «Navis stultifera» die Rede war. Durch die

der Verfasser trotz dem Toben seines Verlegers als über ein Zeichen der Anerkennung kindlich freute? Man weiß um seine Freundschaft mit Iffland, Nicolai, Humboldt, Göckingk, Klein und Fr. August Wolf. Der im Odenton mit Ramler wetteifernde österreichische Jesuit Karl Mastalier huldigt ihm in überschwenglichen Briefen, desgleichen Matthisson, der ausruft: «Als ein Fontenelle und jugendfroh wie Anakreon hänge Thümmel seinen rosendurchflochtenen Lorbeerkrantz an Charons Steuer oder zum Dankopfer auf!» Nicolai, der Kritiker, Philosoph, Dichter und geschäftstüchtige Buchhändler, nützt die allgemeine Beliebtheit der

Berner Stadtbibliothek wurde mir ihr Exemplar zur Verfügung gestellt, so daß ich das Titelblatt dieser seltenen Ausgabe wiedergeben kann.



## Zweiter Gesang.



Die neue Sonne rollte den jungen Tag  
des Jahres herauf. Ihr ungewohnter  
Blick übersah schüchtern die Planeten, die sie  
bescheinen sollte, und nun wandte sie auch  
ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdkugel.  
Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt  
ihr entgegen, andre — unglücklicher, zer-

C 4

rissen

*Aus der dritten Auflage: Anfang des zweiten Gesangs mit dem gegenüberstehenden Kupfer*

Wilhelmine aus, indem er in seinem dreibändigen, herrlich mit Chodowieckischen Stichen geschmückten Sittenroman «Leben und Meinungen des H. Magister Sebaldus Nothanker» (1773) die weitem Schicksale des auf so anfechtbare Art vereinigten pfarrherrlichen Ehepaares ausmalt. Er tut es mit dem Einverständnis Thümmels; diesem schmeichelt es, im Haupte einer mächtigen literarischen Partei den Fortsetzer seiner Erzählung zu finden. Schiller hat in einem Briefe an Körner (vom 3. 3. 1711) über den Verfasser der Wilhelmine wohl ungünstig

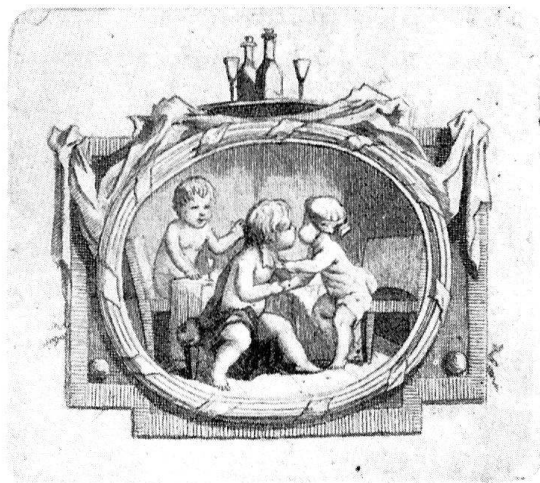
<sup>3</sup> Literarhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts haben sich absprechend geäußert. August Vilmar nennt die «Wilhelmine» eine Mißgeburt — dem Stoffe nach, da sie läppische Späße und Frivolitäten ohne einen einzigen poetischen Gedanken enthalte, der Form nach, da sie in einer widerlichen poetischen Prosa geschrieben sei. Und Heinz Gottfried Gervinus urteilt: «Sie würde

geurteilt; «daß er aber Thümmel für einen der hervorragendsten Schriftsteller seiner Zeit hielt, hatte er schon bei Gründung der ‚Thalia‘, wie der ‚Horen‘ gezeigt, für die er ihn um Beiträge anging.» (Paul Menge nach Briefen Schillers an Körner v. 12. 6. 1794 und 4. 7. 1794)<sup>3</sup>.

Das nach kleineren Schriften 1791 bis 1805 erscheinende zehnbändige Werk: «Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich» — vergnügliche Phantasie, die Reise vollzieht sich auf der Stube — mehren des Verfassers Ruhm; auch dieses Werk gehört zu den meistgekauften, neben

ein Idyll heißen, wenn nur der hochgehende Ton und die Reminiszenzen an Homer getilgt wären, und wenn es nichts Wehtuendes hätte, ein idyllisches Gemälde von Gemeinem entstellt zu sehen.»

Der Rückschlag des nächsten Geschlechts!



## Zweiter Gesang.



Die neue Sonne rollte den jungen Tag  
des Jahres herauf. Ihr ungewohnter  
Blick übersah schüchtern die Planeten, die sie  
bescheinen sollte, und nun wandte sie auch  
ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdfugel.  
Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt'  
ihr entgegen, andre — unglücklicher, zer-  
rissen

C 4

*Aus der vierten Auflage: Anfang des zweiten Gesangs mit dem gegenüberstehenden Kupfer*

seinen Verehrern befinden sich nicht nur Lichtenberg, Klinger und Jacob, sondern auch «der 76 jährige Greis Klopstock mit jugendlichem Feuer»<sup>4</sup>.

Zurück zu unserer Wilhelmine. Verdiente sie, das gelesenste deutsche Buch ihrer Zeit, verdiente es ihr Verfasser, der Lieblingsschriftsteller seines Volkes zu werden? Menge rechtfertigt das durch die fröhlichste Lebensfreude, den geistreichen, doch nicht zu dreisten Witz, den lebenswürdigen Spott und geschmackvolle Darstellung. «Prickelnd, heiter, frisch mutet uns jede Seite an; mit Schaumwein schreibt die Feder, der trockene zimperliche Ton deutscher Studierstubensprache klingt hier nirgends an.»

<sup>4</sup> Menge nach einem Briefe des Senators Meyer aus Hamburg 1800.

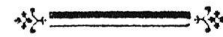
Alles dies hat seine Richtigkeit. Aber man tut gut daran, sich vor Augen zu halten, daß es sich um den Spiegel einer Zeit handelt, deren Gesellschaftssitten uns abstoßen müssen. Das damalige Verhältnis armer Pfarrer zu den höhern Ständen, durch das Pfründen nur zu oft unter der Schürze vergeben wurden, findet sich naturgetreu geschildert. Unverblümt ausgedrückt: Thümmel hat seinem kleinen Epos den schon in Rabeners Satirischen Briefen behandelten Vorwurf zugrunde gelegt: Vermählung der abgelegten Freundin eines Gönners mit einem Prediger.

Die erste Auflage von 1764 erschien ohne Bilder. Man sucht auch vergeblich nach dem Namen des Verfassers, des Druckers: selbst die Ortsangabe fehlt.





## Fünfter Gesang.



Der glücklich angelangte Magister fand seine berostete Pfarre zu einem Palaste verwandelt, als er hinein trat. Ein Duzend Bediente seines gnädigen Gönners hatten in seiner Abwesenheit die herkulische Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu säubern,

*Aus der dritten Auflage: Anfang des fünften Gesangs mit dem gegenüberstehenden Kupfer*

Die zweite steht mir nicht zu Gebote. Sie soll «mit wohlgewählten Vignetten eines Oeser» versehen sein<sup>5</sup>.

Paul Menge und Lanckorońska beschreiben eine dritte von 1768. Die meinige trägt die Jahreszahl 1769, muß aber wohl noch zur dritten gezählt worden sein, da die 1777 erschienene als vierte bezeichnet ist.

Ich nehme an, daß die Verleger M. G. Weidmann Erben und Reich in Leipzig den Satz stehen ließen und jeweilen neue Jahreszahlen einsetzten, um durch die häufige Zählung der Auflagen den verehrlichen Nachdruckern die Nase nicht noch stärker auf ihren buchhänd-

<sup>5</sup> Klotzens Bibliothek I, 12.

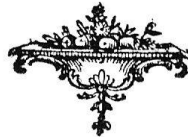
<sup>6</sup> Maria Lanckorońska macht (Bd. II, S. 21) auf Abweichungen in den Schlußstücken aufmerksam; danach müßte (s. ihre

lerischen Erfolg zu stoßen. Für die Vermutung spricht, daß die von Menge mit Strichätzungen und bei Lanckorońska in Lichtdruck gezeigten Wiedergaben der 1768er Ausgabe für die 1769er neu gestochen wurden, teilweise mit Änderungen und im Spiegelbild; die abgenützten Platten mußten demnach durch frische ersetzt werden<sup>6</sup>.

Die reizenden Kupfer meiner dritten Auflage von 1769 sind von Christian Gottlieb Geysler und Johann Michael Stock nach Friedrich Wilhelm Oeser gestochen. Im achten Buche von «Dichtung und Wahrheit» erwähnt Goethe diese drei Künstler. «Welcher neue Reiz für diese Bilderchen: entworfen von zwei Lehrern Goethes und

Bemerkungen zum Schlußstück des dritten Gesangs) 1768 oder 69 eine weitere, nicht gezählte Zwischenauflage eingeschoben worden sein.

Das Leben  
und  
die Meinungen  
des Herrn Magister  
**Sebaldus Rothaufer.**



**Dritter und letzter Band.**

Mit Kupferstichen, von Dan. Chodowiecki gezeichnet  
und geätzt.

Mit Königl. Preuss. Churfürstl. Brandenb. Churfürstl. Sächsi-  
schen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,  
bey Friedrich Nicolai.

1776.



*Titelblatt und Titelbild des dritten Bandes von Nicolais Fortsetzung zur «Wilhelmine». Erste Auflage*

vom jungen Dichter gefördert durch Handreichung und Urteil!<sup>7</sup>»

Vor dem Titel und vor jedem der sechs Gesänge, die auch von zierlichen gestochenen Kopf- und Schlußstücken eingefaßt sind, befindet sich ein blattgroßer Kupfer.

Die nämliche Anordnung des Buchschmucks zeigt die entzückende vierte Auflage aus dem Jahre 1777. Die Stiche stammen hier von Gustav Georg Endner, dem Stiefsohne Stocks; ihre Vorwürfe sind die der früheren, doch hat sie der Künstler selbständig gestaltet. Man vergleiche die Titelkupfer der beiden Ausgaben,

wo der pfarrherrliche Freier Wilhelmine beim Füttern des lieben Federviehs belauscht, und die zum zweiten Gesang: seiner Werbung um die insgeheim Geliebte geht nämlich deren Besuch im Dorfe voraus; Sebaldus ist bei ihrem Vater eingeladen, und zum Schrecken der beiden, die die Tücken der Kohlensäure nicht kennen, entstöpselt die saubere Pflanze eine «langhalsichte Flasche des stillscheinenden bleichen Champagners», den sie vom Fürstenhof hat mitlaufen lassen.

Von den Zierleisten der vierten Auflage zeigen etliche Ähnlichkeit mit den berühmten unter

<sup>7</sup> Menge teilt diese Briefstelle von H. T. Kroeber mit und bemerkt dessen Fund des Entwurfes zum Kupfer «Hochzeitstafel» der «Wilhelmine» unter Goethes Handzeichnungen im Goethehause zu Weimar. Sei daraus auch nicht zu schließen, daß Goethe

selbst das Blatt entworfen habe, so lasse diese Handzeichnung doch seine starke Teilnahme an dem Schmuck dieses Buches vermuten; sie sei vielleicht ein Geschenk Oesers an den begeisterten Schüler.

**Wilhelmine,**  
ein  
prosaisch komisches Gedicht,  
von  
Moriz Aug. von Thümmel.



B E R N,

gedruckt bey Abraham Wagner.

Verlegt bey V. L. Walthard. 1771.

*Titelblatt des Berner Nachdrucks.*

*Zu S. 50 von Jahrgang I: «Gewissensnöte»*

B. A. Dunckers Stichel entstandenen (s. die abgebildete Schlußseite).

In einer launigen Vorrede zur dritten Auflage ergeht sich der Verfasser über den Wetteifer der Künstler, seine Heldin immer modischer anzu ziehen: «Es ist mir nicht lieb, daß Wilhelmine . . von jeder Leipziger Messe wenigstens mit einem Jupon versehen wird . . . Das sind die Sitten der großen Welt, Madame, die Sie auf dem Lande ablegen müssen . . . ,Was bildet sich denn die Frau ein?» habe ich schon hier und da sagen hören. ,Trägt sie nicht Spitzen, die mehr kosten, als die Pfarre ihres Mannes in vielen Jahren einträgt – da andere ehrliche Weiber, die wohl ein bischen mehr wert sind, züchtig und ehrbar einhergehen – Wenn sie doch an ihren Ursprung dächte, und die Spötter nicht so oft erinnerte, daß sie einmal am Hofe gewesen ist – Wie froh

sollte sie doch seyn, wenn es die Leute vergäßen!« Diese Reden, Madame, zu denen Ihr prächtiger Aufzug so viel Anlaß gibt, bringen auch mich in eine gewisse Verlegenheit, da jedermann weiß, daß ich einige Freundschaft für Sie habe und gerne Ihre Aufführung zu entschuldigen suche, wo es nur möglich ist. Aber wirklich: jetzt gehen Sie zu weit . . . Ich will gern eingestehen, daß Ihre Kleidung sehr artig und Ihr ganzer Anzug mit vielem Geschmack gewählt sei. Ob ich's aber billige, ist eine andere Frage. Ja, wenn Sie noch am Hofe wären: je nun da – aber da haben Sie in Ihrer Blüte genung gefallen, und nun täten Sie wohl, wenn Sie sich auch denen Personen zu empfehlen suchten, die bisher nicht ihre Freunde gewesen sind . . . Statt der durchsichtigen Halstücher legen Sie eine schwere Sammtmantille um – Ein cannefaßner Rock – flohrne Steifgen am Hemde – So ungefehr muß Ihr Putz seyn, wenn Sie denen Herren gefallen wollen, die sich bisher über Ihr leichtsinniges Ansehn so geärgert haben.»

Allzu ernst wird man Thümmels Mißfallen an den Kupfern zu seiner Epopöe nicht nehmen dürfen. In seinem Stadthause in Gotha oder auf seinem Gute Sonneborn, wohin er sich 1783 nach seinem Abschied aus dem Staatsdienste zurückgezogen hatte, mag er schmunzelnd die hof färtigen Ausgaben der Wilhelmine, rechtmäßige und Nachdrucke, aneinandergereiht und sich der Abwechslung ihres Schmuckes gefreut haben.

Um unsere Leser auch einen Blick in Nicolais Fortsetzung, den «Sebaldus Nothanker», tun zu lassen, bilden wir Chodowieckis Titelkupfer zu dessen drittem Bande ab. Vielleicht durch Oliver Goldsmiths «Landprediger von Wakefield» an geregt, hat der Allerweltskerl in einem bürgerlich vaterländischen Roman Wilhelminens Gatten mit Pietisten und Freigeistern, Kriegsleuten, Räubern und Sklavenhändlern in Berührung gebracht; er wird durch mannigfaches Unglück verfolgt, erleidet einen Schiffbruch, wird aber durch einen Lotteriegewinn getröstet. Die Schil derungen bieten anschauliche Sittengemälde und werfen Schlaglichter auf kirchenpolitische Zu stände und Streitigkeiten. Freilich machen sich an manchen Stellen langatmige Erörterungen breit, die just Thümmel zu vermeiden verstand; man muß zudem in Kauf nehmen, daß Nicolai, der einst an den Schweizern ihren Eigensinn tadelte, in allen Dingen nur seine eigene Meinung gelten lassen will. Und diese Meinung ist alles

andere als gesund. Der Gesinnungsbonze Nicolai erzeigt sich als flacher Vernunftmensch, der darauf ausgeht, dem Volke seinen alten Glauben zu untergraben: seine Freigeister sind durchweg edelgesinnte feinfühligte Gestalten, seine Gläubigen Dummköpfe, Langweiler, Bösewichte. Die leichtgeschürzte Wilhelmine hat dem Tendenzwerke eines Feindes alles wirklich höhern Denkens Vorspanndienste leisten müssen.

H. Döring, M. A. von Thümmels Biographie, Jena, 1854.

Paul Menge, Nachwort zu einer 1917 bei Gustav Kiepenheuer in Weimar erschienenen Neuausgabe der «Wilhelmine».

Maria Lanckorońska und Richard Oehler, Die Buchillustration des XVIII. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 2. Teil. Berlin, Maximilians-Gesellschaft, 1933.

Allgemeine deutsche Biographie, XXXVIII.

### Samuel Voellmy

#### Der handschriftliche Nachlaß Ulrich Bräkers, des Armen Mannes im Toggenburg

Genau fünfundzwanzig Jahre sind es, daß ich mich an die Schriftzüge des Armen Mannes gewöhnt habe. Der Hauptteil seines Nachlasses liegt heute wieder vor mir. Aus den Handschriften ist die dreibändige *Birchhäuserausgabe* aufgebaut, welche dieses Frühjahr, hoffentlich zur Freude der vielen Freunde Bräkers, herauskommt. Ist es doch die erste, die das Ergebnis langjähriger und alles Wesentliche zusammenfassender Forschung vermitteln möchte über das Wesen und Werden des nicht nur merkwürdigen, sondern höchst bemerkenswerten einfachen Menschen aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, über seine Umwelt auch und die Mitwelt. Wie dieses nach Erkenntnis hungernde, sich selber oft fragwürdig erscheinende Leben in dem uns schriftlich geschenkten Wort Gestalt gewinnt, zeigen nicht allein seine beiden Hauptwerke, die selbstgeschriebene Lebensgeschichte und das Shakespeare-Büchlein, eine wohlwogene neuartige Auswahl aus den zahllos und wahllos zusammengeschriebenen Tagesaufzeichnungen sucht seine Eigenart zu erfassen. Das Gold aus einem mächtigen Haufen von Schlacken zu retten, war eine dankbare, wenngleich mühsame Arbeit.

Jahrelang stand unter meinen Büchern ein unansehnliches Bändchen. Aus der Knabenzeit geht mir eine Leidenschaft für alte Schmöcker nach. Altertümlich aussehende Einbände ziehen mich unwiderstehlich an. Bei einem Besuche im Basler Brockenhaus – es war vor vielen Jahren – fiel der Blick des jungen Studierenden – war es ein Zufall? – auf ein goldgepreßtes Rückenschildchen: «Tagebuch des Armen Mannes im

Tockenburg». Auf dem zweiten Blatt stand: Herausgegeben von H. H. Füßli, 1. Teil, Zürich 1792.»

Ich kannte weder Bräker noch das Toggenburg. Eine geheimnisvoll leitende Kraft mag mich veranlaßt haben, das Büchlein für einige Rappen zu erstehen. Daß es sich um die Erstausgabe eines Teiles der Schriften des Armen Mannes handelte, davon hatte ich keine Ahnung. Gelesen habe ich darin früher selten. Lange blieb es unbeachtet auf der Seite liegen. Auch dann noch, als wohl die gleiche geheime Macht den jungen Lehrer ausgerechnet in Ulrich Bräkers Heimat führte und dort während fast sechzehn Jahren tief verwurzelte in der wunderbaren Landschaft und unter den Menschen, besonders den jungen und den altansässigen Geschlechtern.

Wann und wie mir dann der Geist des seltsamen Garnhausierers und Kleinbauern auf der Hochsteig begegnete, wäre ausführlich zu schildern reizvoll. Genug, daß es zu einer Begegnung gekommen ist! Mehr: Daraus wurde eine gemeinsame Wanderung, die nun schon Jahrzehnte dauert! Blatt um Blatt seines «Geschreibsels» hat mir der Arme Mann anvertraut und in unvergeßlichen Zwiesprachen seine rührende, menschen- und gottgläubige Seele geöffnet. Wie oft habe ich mich in der Stadtbibliothek St. Gallen in die Handschriften vertieft! Dort lagen auch die vom Staatsarchiv aufbewahrten anderen Sachen vor: ein Bändchen «Dramatisches», enthaltend ein längeres und ein kürzeres «Baurengespräch» über «Das Bücherlesen und den überlichen Gottesdienst» das eine, «Die Gerichtsnacht oder Was ihr wollt»